

Hannelore Valencak

Die Höhlen Noahs

Roman

Residenz Verlag

die Arme ausgebreitet und den Kopf an den Boden gepreßt. Auch weiter drüben, wo schon die Finsternis begann, zeichneten sich die Umrisse reglos liegender Gestalten ab. Keiner wagte noch aufzuschauen, außer ihr und dem alten Mann, der aufrecht mitten im Raum stand und über alle sein zitterndes Licht hielt. Sie schauten einander lange an, und in Martina war, während ihre Blicke sich kreuzten, die unbegründete, doch klare Überzeugung: Was sie erleiden mußte, war seine Schuld.

Neben ihr lag Georg in regungslosem Schlaf. Tod und Wiedergeburt waren über ihn hinweggegangen, und er war nicht aufgewacht. Sie rüttelte ihn und versuchte, ihn aufzuheben, da entglitt er ihr und sank schlaff auf sein Lager zurück. Allmählich begriff sie, daß sein vermeintlicher Schlaf eine tiefe Ohnmacht war. Niemand gab ihr Beistand. Der Alte kehrte ihr den Rücken zu und zog sich mit seinem Licht tiefer in den Berg zurück. Nur noch ein matter Schein kam von dort herüber. Dann gellte plötzlich ein Schrei auf. Es war die Stimme einer Frau, die in der Tiefe des Berges schrie, gellend und weh, in furchtbaren Steigerungen.

Martina kroch auf Händen und Knien zu Stefan und warf sich über ihn. Er hob sein Gesicht, richtete sich auf und umarmte sie. Laut weinend lag sie an seiner Brust und spürte die heilende Kraft seiner Berührung. »Es ist vorüber«, murmelte er. »Wir haben es ein zweites Mal überstanden. Was hat der Tod mit uns vor, daß er uns nicht nehmen will?«

Das Schreien im Berg war verstummt, und Martina atmete auf. Stefan half ihr auf die Beine und schlug die Decke um ihren Rücken. Sie schauderte, als ihre Füße den nackten Boden berührten. Es war wie die Berührung mit einem kalten, glatten Tier, das sich an den Sohlen festsaugte und Ströme warmen Blutes in sich hineinzog. An Stefans Hand tappte sie durch das Gewölbe, das, wie sie nun wußte, eine Felsenhöhle im Gebirge war, in der sie Schutz und Obdach gefunden hatten. Sie folgten den Windungen eines schmalen Ganges, über Wasserlachen und niedergestürzte Gesteinsbrocken hinweg, und gelangten in ein zweites Gewölbe, in das von draußen ein schwacher Lichtschimmer hereindrang. In diesem Dämmerlicht erkannte sie den Eingang, der beinahe in seiner ganzen Höhe von Trümmern und Geröll verschüttet war. Stefan ging darauf zu und prüfte die Möglichkeit, ihn freizulegen. Er stemmte sich gegen den obersten Stein, der nachgab und nach außen fiel. Plötzlich konnte Martina sehen, daß Stefan lächelte. Sein Gesicht und seine Schultern waren in Tageslicht getaucht. Er hob den Arm und nickte ihr zu, was wohl hieß, daß für den Augenblick nichts zu befürchten war. Zögernd folgte sie seinem Wink und stellte sich an seine Seite. Er mußte sie hochheben, um ihr Gesicht der Öffnung im Felsen zu nähern. Dort konnte sie zuerst nichts wahrnehmen als Licht in ungeheurer Fülle. Erst allmählich unterschied sie die gestufte Helligkeit der Wolken und das Weiß eines Felsenhalbrundes im unteren Teil des Blickfeldes. Das Bild war weder bedeutsam noch schön, trotzdem standen sie ergriffen davor und konnten sich daran nicht sattsehen.

Nach einer Weile kehrten sie wieder zu ihren Lagerstätten zurück. Dort fanden sie den Alten um Martinas Bruder bemüht. Er rieb ihm scharf riechende Essenzen

auf Schläfen und Stirn, fühlte seinen Puls und horchte an seinem Herzen; lauter natürliche Handlungen, die in dieser Umgebung jedoch geheimnisvoll und zauberisch wirkten. Es war Martina, als würde Georg dadurch von ihrer Seite in den Bannkreis des Alten hinübergezogen. Georg regte sich und erwachte zu einem neuen Leben, darin er auf eine unerklärliche Weise aufgehört hatte, ihr Bruder zu sein. Sie hatte ihn aus dem Feuer gerettet, doch der Alte hatte ihm neuen Atem eingebläst. Georg war sein Eigentum, nicht mehr das ihre.

So mußte sie es geschehen lassen, daß er den Knaben aufhob und forttrug. Sie wurde nicht aufgefordert mitzukommen, doch tat sie es trotzdem. Stefan blieb an ihrer Seite, auch er unbeachtet und ungebeten. In dieser Stunde begriff sie, daß es keine wärmere Gemeinschaft gab, als die zweier Fremdlinge in einer ablehnenden Welt.

Sie kamen in eine kaum mannshohe Kaverne, an deren Decke ein schwelendes Licht hing. Dort hockten ein paar Menschen rings um ein Traggestell, auf welchem eine Frau lag. Unter der Decke bewegte sich etwas, das nicht zu ihr gehörte. Sie selber lag regungslos und mit eingesunkenen Augen da, nur ihr flacher, schneller Atem zeigte an, daß sie nicht tot war.

Sie erfuhren, daß ein Kind zur Welt gekommen war: ein unerhörtes, wie Hohn anmutendes Ereignis. Inmitten von Grauen und Niederbruch hatte Luise ihr Leben begonnen.

Doch keinen der Menschen ringsum schien dies zu berühren. Sie kauerten auf dem Boden und stierten vor sich hin, jeder ganz allein in seiner unbeschreiblichen Not. Keiner fragte den anderen: Wie geht es dir? Die Gemeinschaft, zu der die Gefahr sie zusammengefügt hatte, war wieder in viele einzelne Schicksale zerfallen. Sie dachten an nichts außer an ihren eigenen, verletzlichen Leib. Er allein gehörte ihnen. Sie hatten ihn als letzten, kläglichen Besitz in diese zerbrochene Welt herübergerettet.

Lange dauerte es, bis einer von ihnen sich schwankend erhob. Nun folgten auch die anderen. Immer noch schauten sie starr vor sich hin und bewegten sich wie Blinde mit einer seltsam tappenden Ziellosigkeit.

Nur ganz langsam kehrte Leben in sie zurück. Stockend und ungeübt begannen sie miteinander zu reden. Die Vernichtung, der sie entronnen waren, lag noch glühend heiß zwischen ihnen. Man durfte noch nicht daran rühren, ihr nicht zu nahe kommen.

Stefan war der erste, der die Scheu davor überwand. Er sagte: »Wir müssen den Eingang freilegen.« Das war in dieser Stunde der Wiedergeburt der erste Entschluß, und er zündete wie ein Feuerstoß. Sie fingen ihre erste gemeinsame Arbeit an. Den Rest des Tages und die ganze folgende Nacht hatten sie damit zu tun, die verkeilten Steine loszustemmen, bis eine Öffnung entstand, durch die sie ihre Körper zwängen konnten. Sie stiegen einander auf Knie und Schultern, dann waren sie draußen im Licht. Sie rieben sich die Augen, halb geblendet und halb in Angst vor dem Schauen. Denn die Welt, die sich ihren Blicken darbot, war nicht mehr die Welt, die sie kannten.

Sie trug Wunden, wie sie sonst nur ein Toter trägt. Felsgipfel waren

niedergestürzt und hatten die Erde gesteinigt. Über die Krater und durch die verwüsteten Schluchten wehte schwefelfarbener Nebel, und auch der Himmel war schwefelgelb, von weißen Blitzen durchzuckt. Aber es waren keine Gewitterwolken und keine Gewitterblitze, sondern das Schwelen und Flackern verglosender Brände.

Der Boden war aufgerissen von den Schlägen der Zuchtrute aus Feuer und Stein. Unheilbare Male waren ihm eingepägt, an denen er vielleicht sterben mußte wie ein geschundenes Tier. An den Rändern der Risse leuchtete der frische Lehm, rötlich und feucht gleich entzündetem Schorf. Der Raum zwischen Erde und Himmel war von einem maßlosen Leid durchtränkt, das vor Schwäche und Entsetzen nicht mehr klagen konnte. Nur manchmal zog ein Windstoß wie ein Röcheln durch die Schluchten und klang in einem wehen Stöhnen aus.

Die Menschen, die dies sahen und hörten, standen mit gesenkten Köpfen da. Sie sanken einander an die Brust und umklammerten sich in hilfloser Erschütterung.

Nur der Alte ging scheinbar gefaßt umher, räumte etwas Schutt beiseite, tat dies und das, lauter lachhaft bedeutungslose Handgriffe, als ginge ein Kleinhäusler daran, nach einem Sturm die Spaliere an seiner Hauswand wieder aufzurichten. Nur manchmal lief auch über ihn ein Schauer hin – ein gespenstisches Aufbegehren des Leibes gegen übermenschlichen Zwang. Aber er wollte stärker sein. Er ließ sich nicht aufbrechen vor aller Augen.

Er winkte Martina herbei und sagte: »Ich denke, ihr könnt jetzt gehen. Den Knaben dürft ihr hier bei uns lassen, der braucht nicht so viel.« Und zu Stefan gewendet, setzte er hinzu: »Grüß die Deinen von uns und sage ihnen, hier ist alles gesund.« Er verstummte jäh und starrte zum Felsmassiv des Einsamen Königs hinauf. Zugleich mit ihm sahen es alle anderen auch: Der obere Rand des Latschengürtels, der sich von den Schutthalden bis zum Fuß der Felsen ausdehnte, hob sich schwarz von der Kreidefarbe der Wände ab. Darüber schwebte eine dünnblaue Schicht von abgestandenem Rauch. Hoch über dem verkohlten Streifen war in der Wand der Eingang einer Höhle zu sehen. Er war offen und preisgegeben, und man fühlte es mehr, als daß man es sah: Dort hatte das Feuer alles Lebendige vertilgt und ausgeräuchert wie Mäuse in ihrem Bau.

Stefan nahm es mit einer unheimlichen Ruhe hin. Er schloß tief erschöpft die Augen, wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht und ging davon. Taumelnd bewegte er sich über das verwüstete Gelände, vorbei an Kratern und Schründen, in Richtung des Einsamen Königs. Er war schrecklich im Stich gelassen. Niemand ging mit ihm oder gab ihm ein teilnahmsvolles Wort zum Geleite.

Martina wußte, daß sie vor allen anderen hätte mit ihm gehen müssen, aber sie konnte nicht. Sie hatte nicht den Mut, die schaurige Landschaft zu betreten, in die sein Weg führte. Nicht einmal seinen Namen wagte sie zu rufen, als wäre sogar ihre Stimme in diesem vom Tode durchschauerten Raum bedroht. So blieb sie, verhaftet der Feigheit und dem Lebenshunger, bei den anderen, deren Namen sie nicht kannte, und die ihr, mit Ausnahme der zottigen, schweigsamen Frau, nichts Gutes getan hatten.

Noch an demselben Abend kam Stefan zurück und sagte ihr, daß er dort oben nichts mehr gefunden habe, nicht einmal Asche, die er hätte verscharren können. Sie sah ihn zusammenbrechen und kauerte sich an seine Seite. Leise und verschreckt fing sie zu schluchzen an. Die Tränen, die aus ihren Augen kamen, benetzten auch seine Wangen und kühlten sie. Er brauchte nicht zu weinen – sie tat es für ihn. Ihre und seine Tränen galten das gleiche. Allmählich glitt Stefan aus der Ohnmacht seines Schmerzes in den Schlaf, während Martina bis zum Morgengrauen wach blieb. Beschützt und schützend lag sie neben ihm. Sie konnte ihm etwas zuliebe tun, sie weinte an seiner Statt. Was sie beide erlitten hatten, war nicht mehr voneinander zu trennen.

Nun mußten sie versuchen weiterzuleben. Sie wußten, daß sie in der nächsten Zeit das Bergesinnere nicht verlassen durften, um sich vor den tödlichen Wirkungen der Staubteilchen zu schützen, die schon der nächste Regen mit sich bringen würde. Es mußte Futter für die Tiere getrocknet und in die Höhle geschafft werden, denn vom Bestand der Herde hing für sie alles ab. So zogen sie hinaus auf die zerrissenen Matten und schnitten das Gras. Sie breiteten es aus und trockneten es unter dem schwefelfarbenen Himmel, auf dem nur manchmal die Sonne als trübe Scheibe sichtbar war. Sie legten auch einen Holzvorrat an und erkundeten das Höhleninnere nach trinkbarem Wasser. Als dies geschehen war, zogen sie sich tief in den Berg zurück und lebten dort samt den Tieren ein volles Jahr.

Es begann eine Zeit, in der sie kaum mehr Menschen waren, sondern eher eine Art von riesigen, weißhäutigen Fledermäusen. Sie verlernten das Lachen, wurden böse und krank. Sie haßten einander mit der gereizten Wut zusammengepferchter Tiere. Jeder wurde eines jeden Feind, sosehr sie auch einander brauchten. Ein einzelner wäre in dieser unaufhörlichen Nacht dem Irrsinn verfallen. Trotzdem war jedes Wort ein Nadelstich, jede Berührung eine Qual, als trügen sie Nesselkapseln auf ihrer Haut. Sie suchten einander zu meiden und konnten doch nicht verhindern, daß die Spannung zwischen ihnen unaufhörlich anwuchs. Manchmal entlud sie sich in einem Wutschrei oder dem hysterischen Weinen einer Frau. Oder sie verbissen sich ineinander in einem wollüstigen Streit, bis der Druck in der Kehle nachließ und sie wieder atmen konnten. Ihre Gesichter verfielen, und ihr Gang wurde geduckt. In jeder Gebärde war Tücke und in jedem Blick Feindseligkeit. Nach einer Weile wuschen sie sich nicht mehr und hörten auf, sich das Haar zu kämmen. Wenn sie Hunger hatten, füllten sie ihre gedunsenen Leiber mit rohem Fleisch und säuerlicher Milch. Alles, was sie taten, geschah mit Ekel und einer greisenhaften Unlust, die quälender als Schmerz und Verzweiflung war. Noch später hörten sie auch auf, den Tieren ähnlich zu sein. Ihr Leben glich dem Wuchern von Pilzen, bleich, wässrig und dumpf. Sie fühlten sich wie Schimmel, der im Moder gedeiht, wie Schleim, der sich absondert, wo etwas Lebendiges zerfällt.

Sie hofften auf nichts mehr und waren auch zu stumpf, um sterben zu wollen. Etliche starben trotzdem, einen kläglichen, langsamen, ganz unmenschlichen Tod. Andere ertrugen es nicht und brachen aus. Sie wollten an den Ort zurück, woher sie gekommen waren, gleichgültig, was sie dort finden würden, und ungeachtet

jeder Gefahr. Keiner von ihnen kam jemals wieder. Ihr Schicksal blieb rätselhaft. Der Alte warnte jeden, der davonlief, doch ließ er es dabei bewenden. Keinen beschwor er, bei ihnen zu bleiben. Überhaupt hielt er sich meistens abseits. Manchmal, wenn Martina schon fast von Sinnen war, begegnete sie seinem Blick. Und jedesmal war darin eine unerhörte, kühle Überlegenheit. Er war furchtbar in seiner Selbstzucht, so ohne Schwäche und Güte, daß er nicht mehr ihresgleichen war. Gelassen, beinahe wortlos, machte er sich zum Mittelpunkt. Das Leben bewegte sich träg und schlammig wie Brackwasser, doch es bewegte sich um ihn.

Auch Luises Mutter starb in dieser Zeit. Das Kind blieb wie durch ein Wunder am Leben und wuchs zu einem zärtlichen kleinen Mädchen heran. Der Alte begrub seine Tochter irgendwo in den abgelegenen Höhlenschächten und gab dem Berg, der ihren Leichnam umschloß, den Namen Tote Frau.

Zuletzt blieben außer Martina und Georg nur der Alte mit seiner Enkelin Luise und seiner Magd Maria zurück – und Stefan, zu dem Martina hinwuchs wie eine Pflanze zum Licht.

IM nächsten Sommer ließen sie ein Tier ins Freie, das auf den Matten weidete und vom Seewasser trank. Als nach Wochen keine Anzeichen einer Krankheit an ihm zu bemerken waren, wagten sie es, ihm nachzufolgen, zuerst noch ängstlich und immer auf Rückzug bedacht. Doch einmal in Sonnennähe, zwang sie ein ungeheures Gefühl der Gesundheit zu bleiben, so daß sich ihr Leben wieder vollends hinaus verlagerte.

Sie verwandelten sich wieder in Menschen, so hart auch ihr Leben immer noch war. Ihre Haut badete wieder im Licht, und der Himmel über ihnen war wieder rein. Die Schründe und Krater waren schon mit jungem Gras überzogen. Auch die Wunden der Erde fingen zu heilen an.

Stefan ging daran, die Höhle wohnlich zu machen. Er zimmerte Tische und Bänke und die Bettgestelle; er lehrte sie, die Häute zu gerben, und fertigte einen einfachen Webstuhl an. In diesen Dingen war er der Meister und dem Alten an Geschicklichkeit weit überlegen. Doch ließ er es ihn niemals spüren. Er war zugleich Handwerker und Bauer, Gärtner und Viehzüchter, bescheiden, tüchtig und lebensklug. Nur weil er bei ihr war, wurde Martina in dieser Einöde heimisch. Sie lebte mit ihm als seine Frau und half ihm bei seiner Arbeit. Ihr Eifer ergänzte seine Geschicklichkeit, und ihre Kraft nahm zu. Nach und nach wuchsen Wärme und Behaglichkeit gleich einer schützenden Schale um den Kern, der ihre Liebe war.

Alles war einfach und gut und hätte so bleiben können, wäre ihre Gemeinsamkeit nicht seit Beginn von Mißgunst angekränkelt gewesen. Es war der Alte, der Stefan und Martina nicht zur Ruhe kommen ließ. Er störte und quälte sie und zersetzte ihre Zufriedenheit mit galligem Hohn. »So ist es recht, ihr beiden. Stellt das Denken ein und bepflanzt euer Gärtlein Eden. Euch ist das Leiden ja